

---

# Wege der Wohn-Forschung – Leben an Orten

Jürgen Hasse

Der Versuch der Aufspürung erkenntnistheoretischer Korridore einer sinnstiftenden Reflexion und Erforschung menschlichen Wohnens durch die Erziehungswissenschaft bedürfte im Prinzip neben einer orientierenden Auseinandersetzung mit dem Wohnen auch einiger Vorbemerkungen zu gegenstandsspezifisch zentralen Begriffen wie „Erziehung“ und „Bildung“. <sup>1 2</sup> Diese müssen aus Platzgründen in diesem Beitrag entfallen. In der Annäherung an Begriff und Konzept des Wohnens werde ich mich an Etymologie und Philosophie, insbesondere an der Neuen Phänomenologie orientieren. Vermerkt sei bereits an dieser Stelle, dass das Ziel einer erziehungswissenschaftlich forschenden Zuwendung zum Thema des Wohnens (in unserer Gesellschaft) nicht in der Akkumulation von Wissenszuwächsen liegen kann; vielmehr sind transdisziplinäre (erkenntnistheoretische, methodologische und forschungsmethodische) Brücken zu bauen, um neue Forschungsansätze im Rahmen einer disziplintheoretischen Selbst-Bildung entwickeln zu können.

Die Arten und Weisen, das Wohnen zu *bedenken* – mehr als es nur theoretisch zu vermessen – formatieren die Fenster, in denen sich Aspekte des Forschungsgegenstandes zeigen. Wer Wohnen als Praxis der subjektiven Allokation von Akteuren im relationalen Raum begreift, wird Antworten auf Wohn-(Standort-) Entscheidungen suchen. Wer Wohnen dagegen als Ausdruck *situierter* Lebens versteht, wird im Spiegel des *gelebten Raums* (i. S. von Dürckheim 2005) sowie der *gelebten Zeit* (i. S. von Minkowski 1971) nach Antworten suchen.

- 
- 1 Ich danke Frau Kollegin Prof. Dr. Barbara Friebertshäuser (Goethe-Universität Frankfurt) für ihre ausführlichen und anregenden Kommentare, womit sie in ihrer Funktion als Diskutantin die Endbearbeitung des Beitrages bereichert hat.
  - 2 Zur Verwendung gendergerechter Formulierungen weise ich darauf hin, dass auch dann, wenn die männliche Form gesetzt ist, die weibliche zugleich mit gemeint ist.

Im folgenden Kapitel (1) werde ich mich dem Begriff sowie der sozialen Wirklichkeit des Wohnens phänomenologisch annähern. Dabei werden die paradigmatischen Grenzen der Phänomenologie zu den Sozialwissenschaften hin überschritten, nicht zuletzt um Formen institutionalisierten Wohnens (2) mit Michel Foucault in einen heterotopologischen Kontext einbetten zu können. Der Konkretisierung werden mir (3) zwei Beispiele des Wohnens in mehr oder weniger geschlossenen Institutionen dienen: das Wohnen alter Seeleute in Seemannsheimen (3.1) und das Wohnen inhaftierter Frauen in einem Gefängnis (3.2). Abschließend werde ich ein methodologisches Fazit umreißen (4.). Dies muss aus Platzgründen auf einem eher vagen Niveau verbleiben.

In den Mittelpunkt wird ein ausdruckstheoretischer Begriff des Wohnens rücken; dieses wird danach als Ausdruck individuellen, darin aber vergesellschafteten Lebens verstanden. Das wohnende Leben ist – als Moment eines selbst verfügbaren Lebens – in der kritischen Reflexion existenzieller Rahmendigungen und persönlicher Ideen und Wünsche möglichen Lebens immer wieder zu üben. Das Üben bezieht sich aber nicht nur auf die Selbstreflexion pathischer Milieus durch die Wohnenden selbst, sondern – methodologisch gewendet – auch auf die Erprobung forschungs-methodischer Wege der „Autopsie“ lebensweltlicher Situationen des Wohnens.

---

## 1 „Wohnen“ – eine phänomenologische Annäherung

Am Beispiel von Martin Heidegger, Otto Friedrich Bollnow und Hermann Schmitz werden Umrisse phänomenologischer Sichtweisen auf das Wohnen vorgestellt.<sup>3</sup>

### 1.1 „Wohnen“ bei Martin Heidegger

Wenn Martin Heidegger das Bedenken des Wohnens anmahnt, so meint er damit eine grundsätzliche Verankerung des Wohnens im Fragwürdigen.<sup>4</sup> Das Wohnen solle eine Sache des Denkens sein und bleiben, weil es in seiner existenziellen Be-

---

3 Aus Platzgründen muss ich mich auf drei phänomenologische Autoren beschränken. Heidegger, Bollnow und Schmitz rücken hier in den Fokus, weil sie sich jeweils mit der Frage des Wohnens befassen und in ihrer Denkweise Ähnlichkeiten aber auch Differenzen aufweisen.

4 „Genug wäre gewonnen, wenn Wohnen und Bauen in das *Fragwürdige* gelangten und so etwas *Denkwürdiges* blieben“ (Heidegger 2000, S. 48).

deutung weit über das *Be-Wohnen* einer Wohnung oder eines Hauses hinausgeht: „Das Wohnen ist die Weise, wie die Sterblichen auf der Erde sind.“ (Heidegger 2000, S. 35). Die existenzielle Dimension des Wohnens kommt vor allem darin zum Ausdruck, dass es über den räumlichen Aktionsradius des Menschen hinausgeht und in seinem Kern die Gestalt ethischer Aufgaben annimmt. Mit der Metapher des „Geviets“ (zwischen [a] Himmel und [b] Erde sowie [c] den Sterblichen und [d] den Göttlichen) fasst er die Bezugspunkte einer ethischen Rechtfertigung aller Lebensformen, die im Wohnen ihren Ort finden und nutzen, zusammen. Mit dem Geviert spricht er existenzielle Beziehungen an, die der Mensch in seinem Wohnen lebt – (a) die Beziehung zur *natura naturans* (der Kraft und Potentialität der Natur), (b) die Beziehung zur *natura naturata* (der stofflichen und dinglichen Natur), (c) zur Endlichkeit des eigenen Selbst und (d) zum Unerklärbaren am Sein des eigenen Lebens und der Natur (zur Metapher des Gevierts vgl. Biella 2000).

In der Mitte dessen, was Heidegger als Wohnen begreift, steht der Gang des *Lebens*, und erst danach der Wandel des *Wohnens*. Das Bleiben an einem Ort sowie das Wandern zwischen mehreren Orten findet Beachtung erst im Lichte der Praktiken der Einbeziehung *der* anderen und *des* Anderen in die Bahnen des eigenen Lebens (auf individueller wie gesellschaftlicher Ebene). *Wohnen* versteht sich in dieser lebensphilosophischen Auffassung als selbstreferentielles Redigieren eigenen Lebens an Orten vorübergehender oder dauernder Einwurzelung.

Das macht zugleich darauf aufmerksam, dass der Begriff des Wohnens nur scheinbar unmissverständlich „deutlich“ ist, viel mehr kontingenten Charakter hat. Trotz der lebensweltlichen Ubiquität des Begriffes verweist „Wohnen“ auf etwas Abstraktes. Wohnen ist ein Sammelbegriff vom Charakter einer Bedeutungsweiche; im Zentrum steht eine bestimmte (individuelle wie gemeinschaftliche) Lebensführung in der RaumZeit des Hier und Jetzt.

Auch in etymologischer Hinsicht ist der *Raumbezug* des Wohnens von nachrangiger Bedeutung. Im Vordergrund steht das emotionale Befinden des Zufrieden-seins. Daneben ist die räumliche Dimension des Wohnens durch einen Grundzug des *Bleibens* bestimmt. Wird dieses aber – wie bei Bollnow – als ein *orts-bezogenes* Bleiben missverstanden, so müsste man den Nomaden das Wohnen ebenso absprechen wie den in ihren *Wohn-Wagen* von Stadt zu Stadt ziehenden Zirkus-Artisten oder den Mitgliedern von Wagenburgen. Der Bedeutungskern des Bleibens sollte daher eher im Sinne des Festhaltens an tragenden mitweltlichen Milieus verstanden werden. So nehmen die Nomaden nicht nur ihre Zelte mit, sondern auch alles, was sie in ihrem von Ort zu Ort wandernden Leben stetig begleiten soll. Auch die von den kommunalen Ordnungsämtern immer wieder vertriebenen Bewohner von Wagenburgen – die urbanistischen Nomaden der Spätmoderne, die sich jeder vereinnahmenden Normierung ihres Wohnens durch bürgerliche Werte und Normen

verweigern – nehmen ja mit, was ihnen in ihrem Leben wichtig ist. Relativ bleibend im Sinne von Beständigkeit sind also weniger die Orte des Lebens als dessen zuständige Situationen, die man hier wie dort leben kann. Die Bedeutung der mobilen Dinge verdient hier besondere Beachtung, denn sie sind die Medien, an denen sich die Fäden des Wohnens (atmosphärisch wie durch Taten) *hervorspinnen* und „die Vernetzungen und Gewebe, die Texturen des Wohnens und damit der Welt als einer bewohnten – ausmachen“ (Guzzoni 1999, S. 30). Dies liegt daran, dass man an ihnen Gefühle unterbringen kann. Deshalb ist die Wohnung wie ein Nest, in das man Dinge trägt, mit denen man leben will. Zwar dienen sie Zwecken, aber zugleich sind sie Träger von Bedeutungen.

Auch andere etymologische Spuren geben zu erkennen, dass Wohnen weniger in einem lokalisierenden, als zuständigen Sinne zu verstehen ist. Die Redewendungen: „Der Schrecken wohnte um seine Augen“ (Grimm und Grimm, Bd 29, Sp 1215) oder die Sünde, „die in den Städten wohnt“ (ebd., Sp 1215), machen deutlich, dass das Wohnen auf strukturell *unterschiedliche* Formen der *Anwesenheit* hindeuten kann. Im Wohnen überlagern sich mannigfaltige Bedeutungen des An-wesens auf ganzheitliche Weise. Das geben noch die behördensprachlich differenzierten Begriffe *Einwohner* und *Anwohner* zu erkennen. Während der Einwohner jemand ist, der sich selbst in einem lebenspraktisch performativen Sinne in den tatsächlichen wie atmosphärischen Raum der Stadt<sup>5</sup> ein-wohnt, ist mit dem Begriff des Anwohners nur eine Zustandsform des Wohnens angesprochen, in der es allein auf das Da-sein an einer (fiskalpolitisch bedeutsamen) Stelle im territorialen Raum ankommt. In diese Mannigfaltigkeit der Bedeutungen reiht sich das lebensweltlich bestimmende Verständnis des Wohnens als lebendigem Aufenthalt in einer Wohnung ein. Diese Bedeutung impliziert ein Ausharren an (möglicherweise mehreren bzw. wechselnden) Orten (Grimm und Grimm, Bd 29, Sp 1206f. und 1212).

## 1.2 „Wohnen“ bei Hermann Schmitz

Im Unterschied zu Heidegger denkt Schmitz Wohnen nicht existenzphilosophisch, sondern leibphänomenologisch als „Verfügen über Atmosphärisches [...] sofern ihm durch eine Umfriedung ein Spielraum gewährt wird“ (Schmitz 1995, S. 213). Der phänomenologische Angelpunkt im Wohnverständnis von Schmitz ist die Umfriedung, innerhalb derer sich der Mensch bewegend in einem Herumraum entfalten kann. Damit rückt die emotionale Beziehung zum umgebenden Raum

---

5 Dürckheim spricht im Unterschied zum herumwirklichen Raum vom „tatsächlichen Raum“.

in den Fokus. An der Qualität Heimat vermittelnder Gefühle, die im atmosphärischen Raum gelebt werden können, entscheidet sich für ihn die Frage des Wohnens. Schmitz begrenzt den Wohnraum aber nicht auf die Wohnung oder das Haus; auch die Stadt gehört insoweit zum Raum des Wohnens, als sie dem Individuum vertraute Bewegungsmöglichkeiten anbietet (vgl. Schmitz 2008).

Zwar drücken sich auch idiosynkratische Herumraum-Beziehungen atmosphärisch aus, diese beheimaten aber nicht, so dass die Frage des Wohnens unter Bedingungen aversiver Mitwelt-Beziehungen strittig wird. Es liegt nicht a priori in der Hand der Individuen, ob sich für sie ein Milieu des (identitiven) Wohnens konstituiert oder nicht. Durch Verfügung Dritter können Umgebungsqualitäten hergestellt werden, die dem Wohnen eher zuwiderlaufen, so dass zu fragen wäre, ob es nicht-wohnende Formen des Auf-der-Welt-seins überhaupt geben kann. Wie wären diese dann zu denken? Das 4. Kapitel macht hierzu einige Aspekte sichtbar. Aber auch diesseits menschlicher Verfügung können sich durch Ereignisse (etwa der Natur) unwirtliche Umwelt-Bedingungen einstellen, die einen im Prinzip bewohnbaren Ort in einen Unort des Wohnens verwandeln (z. B. Vulkanausbrüche oder Erdbeben).

Wenn Schmitz sein Verständnis des Wohnens daran knüpft, dass die Wohnenden „mit ergreifenden Atmosphären“ in der Weise vertraut sind, dass sie fähig sind, „sich unter ihnen zurechtfinden und mehr oder weniger über sie verfügen“ (Schmitz 1995, S. 213), setzt er ein einwohnungsfähiges Milieu voraus. Er beschreibt das Wohnen deshalb auch als „die Kunst, Atmosphären, die Gefühle sind, so einzufangen und auszubilden, dass der Mensch sich mit seinem leiblichen Befinden harmonisch auf sie einstimmen [...] kann“ (Schmitz 2007, S. 277). Das entspricht ganz dem, was etymologisch schon in der Bedeutung des *Behagens* anklingt, welches sich einer gelungenen Umfriedung, des Gefühls des Befriedetseins (vgl. Grimm und Grimm Bd 29, Sp 1207) verdankt. Deshalb sagt Schmitz: „Verfügen über Atmosphären bezeichne ich, sofern ihm durch eine Umfriedung ein Spielraum gewährt wird, als *Wohnen* im allgemeinsten Sinn“ (Schmitz 1995, S. 213). Ähnlich wie bei Heidegger impliziert dieses Verständnis ein räumliches Denken des Wohnens, das weit über die Grenzen der Wohnung hinausgeht und den Raum der Stadt – zumindest insular – mit einbezieht. Damit wird auch die Stadt (oder das Dorf) zum Wohnraum.

Bemerkenswert an Schmitz' Begriff des Wohnens ist dessen Bindung an ein Verständnis der *Situiertheit* menschlichen Lebens.<sup>6</sup> Situationen versteht er als „die primären Heimstätten, Quellen und Partner allen menschlichen und tieri-

---

6 An dieser Stelle kann ich aus Platzgründen das situationstheoretische Konzept von Hermann Schmitz nicht angemessen breit entfalten. Es muss an dieser Stelle genügen, auf die drei Element einer Situation hinzuweisen. Situationen kommen danach auf drei

schen Verhaltens“ (Schmitz 2003, S. 91). Er unterscheidet unter anderem zwischen *persönlichen* und *gemeinsamen*, *aktuellen* und *zuständlichen* Situationen. An Beispielen wird sich zeigen, dass sich diese Differenzierung für ein besseres Verstehen menschlichen Wohnens als äußerst hilfreich erweist. Das Schmitz'sche Denken des Wohnens weist in seinem atmosphärologischen Akzent eine Beziehung zu Dürckheims Konzept des „gelebten Raumes“ (Dürckheim 2005) auf, der sich dem erlebenden Individuum in „leibhaft herumwirklichen“ (ebd., S. 36) „Vitalqualitäten“ (ebd., S. 39) als ein „lebendiges Ganzes“ (ebd., S. 44) darstellt und nie als relationaler Raum platzierter Dinge.<sup>7</sup>

Schmitz sieht den Raum in einer komplementären Beziehung zur Zeit (vgl. dazu insbes. Schmitz 2014). Programmatisch ging auch der phänomenologisch orientierte Psychiater Eugène Minkowski so vor, als er das Wesen der Zeit als ein *Werden* (Minkowski 1971, S. 26) begriff und dieses wiederum als „ein Synonym zum Leben“ (ebd.). Der Grund des Lebens sei mehr dem *Werden* verbunden als dem *Sein* (vgl. ebd., S. 58). Jedes Werden verdanke sich eines vermittelnden Antriebs<sup>8</sup>. In den gegenwärtig den Mainstream der Sozialwissenschaften bestimmenden Sozialtheorien stellt sich dieser als Wille (des „Akteurs“) zur *Handlung* dar; bei Minkowski ist es der leiblich verankerte *personale Elan*.<sup>9</sup> Der personale Elan vermittelt und trägt die menschliche Aktivität. Der personale Elan ist durch ein Spannungsgefühl charakterisiert, schafft aber auch Platz für Ruhe und Entspannung (vgl. Minkowski 1971, S. 71) sowie für die Einnahme einer *gelebten* (und nicht relational-räumlichen) Distanz (vgl. Minkowski 1972, S. 238). Auf dieser Grundlage vermag er immer wieder aufs Neue einen „Kontakt mit der Wirklichkeit“ zu entfalten (vgl. Minkowski 1971, S. 84).

Für das Wohnen ist dieses über das enge räumliche Verständnis hinausgehende Denken insofern bedeutsam, als es auf eine in Raum und Zeit verwobene und sich

---

Ebenen vor: der „Sachverhalte (daß etwas ist, überhaupt oder irgendwie), der Programme (daß etwas sein soll oder möge) und der Probleme (ob etwas ist)“ (Schmitz 2003, S. 89).

- 7 Auch für Dürckheim ist das menschliche Leben situiert. Eine Situation drückt sich „für das erlebende Bewußtsein von Augenblick zu Augenblick als Einheit im Zugleich konstituierende Bewußtseinsmannigfaltigkeit“ (Dürckheim 1924, S. 267) aus.
- 8 Wenn Minkowski sagt: „Ich versuche also eher zu verwirklichen, als daß ich verwirkliche“ (ebd., S. 51), so steckt darin auch eine Absage an die Fiktion eines a priori intelligiblen Menschen. Auch Dürckheim hatte dem nicht-intentionalen Tun des Menschen einen theoretisch prominenten Platz eingeräumt, indem er zwischen einem *zielstrebensorientierten* und einem *zielstrebensfreien* Tun unterschieden hatte (vgl. Dürckheim 1924).
- 9 Schmitz spricht hier vom „vitalen Antrieb“. Dieser resultiert nach Schmitz aus den leiblichen Regungen, die im Spielraum von Enge und Weite Platz haben (vgl. Schmitz 2011, Kapitel 3).

situativ entfaltende Dimensionen des (wohnenden) Werdens (vgl. Minkowski 1971, S. 87) verweist. So hat auch das von Schmitz dargestellte Verständnis des Wohnens eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Heidegger'schen Denken, ist es doch hier wie dort viel weniger ein räumliches als ein *existenzielles* Moment der *Situiertheit* des (aktuellen wie zuständlichen) Lebens, das den Kern des Wohnens ausmacht. Raum und Ort machen zudem auf die sich zeitlich wandelnden Milieus aufmerksam, an denen sich die Arten und Weisen des Menschen ausdrücken, auf der Welt zu sein und sich zu anderen und anderem in Beziehung zu setzen.

### 1.3 „Wohnen“ bei Otto Friedrich Bollnow

Bollnow betrachtet das Wohnen auf andere Weise als Heidegger Während sich die Perspektive von Heidegger zum Auf-der-Welt-sein öffnet, ist die Sichtweise von Bollnow auf den unmittelbaren Ort des Wohnens beschränkt: „Die Weise, wie der Mensch in seinem Haus lebt, bezeichnen wir als wohnen“ (Bollnow 1963, S. 125). Damit verortet er das Wohnen *zunächst* im Raum der Wohnung. Er bleibt aber nicht bei dieser Bestimmung und sieht schließlich neben der Wohnung – ähnlich wie Hermann Schmitz – auch das Haus, die Straße und die Stadt als Wohnraum. Sogar Friedhof und Kirche gehören zum Wohnen, entbehren aber der Wohnlichkeit (vgl. ebd. S. 149). Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Bollnow in seinem Denken einer gewissen „Schwere“ des Ortes verhaftet bleibt. So heißt für Bollnow Wohnen in aller erster Linie, „eine feste Stelle im Raum haben, an diese Stelle hingehören und in ihr verwurzelt sein“ (ebd., S. 128). So verschwimmen Wohnen und Heimat auf diffuse Weise ineinander.

Wie wenig Bollnows Denken lebensphilosophisch orientiert ist, zeigt seine implizite Übernahme bürgerlicher Gender-, Lebens- und Wohnvorstellungen. So bildet sich in der Mitte seiner Vorstellung des Wohnens der Kern einer historisch rückwärtsgewandten Idealisierung familiärer Zweisamkeit: die „einträchtig darin [in ihrem Haus, Verf.] lebenden Familie“ (Bollnow 1963, S. 153). Mehr noch: „Dem einzelnen Menschen, dem Junggesellen, ist eine wirkliche Wohnlichkeit seiner Wohnung unerreichbar“. Bestenfalls der Frau sei es noch zuzutrauen, eine gewisse Wohnlichkeit leben zu können: „Es mag vielleicht einzelne Ausnahmen, vor allem alleinstehende Frauen, geben, denen die Wohnlichkeit ihrer Wohnung trotzdem gelingt“ (ebd.). Gelingende Formen des Wohnens sieht Bollnow nur in der sozialen Gemeinsamkeit; so kennt er auch keine Heimat, die nicht soziales Produkt der *Zweisamkeit* wäre: Heimat entsteht durch „gemeinsames einträchtiges Wohnen“ (ebd., S. 267).

Im Unterschied zu Schmitz sind es bei Bollnow weniger Atmosphären als Stimmungen (vgl. dazu bes. Bollnow 1995), die die Geborgenheit im Raum des Wohnens vermitteln. Der Unterschied zwischen einer Atmosphäre und einer Stimmung liegt darin, dass eine Atmosphäre als räumlich ausgedehntes Gefühl aus einer affektiven Neutralität heraus wahrgenommen werden kann (wie die Geruchsatmosphäre auf einem Wochenmarkt oder die logistische Lebendigkeit in einem Hafenquartier), während eine Stimmung immer „meine Stimmung“ ist, also mit dem persönlichen Befinden unmittelbar verstrickt bleibt.

Es ist evident, dass diese Unterscheidungen methodologisch relevante Akzente für die empirische Erforschung von Wohnwelten setzen. Schon die Gewichtung des Bedeutungskernes des Wohnens – entweder in der Führung der eigenen Existenz auf Erden und an Orten oder der Einrichtung und Bewohnung einer Wohnung – hätte ja nicht nur unterschiedliche, sondern sich sogar diametral entgegenstehende Profilierungen von Forschungsansätzen zur Folge.

Die hier nur knapp umrissenen phänomenologischen Exkurse sollten die optionalen Erträge einer subjektbezogenen, leiblichen wie emotionalen Seins-weisen gegenüber einer kritischen Wohnforschung zumindest angedeutet haben.

---

## 2 Heterotopologische Ergänzungen

Da weiter unten zwei Beispiele institutionell gerahmten Wohnens skizziert werden, sollen einige Bemerkungen zum heterotopologischen Charakter bestimmter institutioneller Formen des Wohnens diskutiert werden. Damit rückt eine Form des Wohnens in den Fokus, der es – im einen Fall mehr als im anderen – an Spielräumen lebbarer Distanz zu Dingen und Situationen mangelt. Diese proto-„wohnenden“<sup>10</sup> Seins-weisen will ich mit dem Ansatz der Heterotopien von Michel Foucault in ihrer gesellschaftlichen Situiertheit zu fassen versuchen.

Heterotopien spricht Foucault auch als „andere Räume“ sowie als Orte an, die nicht „passen“, aber trotzdem an ihrer Stelle eine gesellschaftlich unverzichtbare Aufgabe erfüllen. Zum Wesen der Heterotopien gehört ihr zwiespältiger Charakter.

---

10 Den hier und an anderer Stelle verwendeten Begriff des „Proto-wohnens“ verstehe ich als Hinweis auf solche Formen des Wohnens, denen es an Spielräumen mangelt, das eigene Leben nach der aktuellen Bedürfnislage zum Ausdruck bringen zu können. Deshalb befinden sich die Orte des Proto-Wohnens in besonderer Weise in Institutionen, die so weitreichend in die alltägliche Lebensführung der Individuen eingreifen, dass von einer eigenständigen und -verantwortlichen Lebensführung nicht mehr die Rede sein kann.



Sie haben zunächst eine *tatsächliche* Funktion. In einem utilitären Sinne sind sie zunächst, was sie zu sein scheinen – Heime für alte Seeleute bzw. Justizvollzugsanstalten zur temporären Unterbringung Straffälliger. Auf verdeckte Weise haben diese Orte aber auch einen erzählenden Charakter. Das Seemannsheim ist ein mythischer Ort, der sich als Heimat für (alte) Seefahrer suggeriert. Das utopische Narrativ des Mythos bewahrt das bürgerlich-romantische Bild des Seemanns vor seiner Desillusionierung durch den Einblick in einen äußerst harten und sozial aufzehrenden Berufsalltag fern großer märchenhafter Abenteuer.

Auch das Gefängnis ist nicht nur ein tatsächlicher Ort der Einkerkерung von Bagatel- und Gewaltstraftätern. Es ist auch ein mythischer Ort, der von gelungener Resozialisierung und Läuterung erzählt. Der Resozialisierungs-Mythos gehört zu den wichtigsten Elementen in der Durchsetzung der humanitären Akzeptanz eines justizpolitisch legitimierten, systematischen Freiheitsentzuges. Er maskiert archaische Vergeltungs- und Rachemotive unter dem Vorwand demokratisch-humanitärer Werte in einem gleichsam veredelnden Sinne.

Eine zentrale sozialpsychologische Aufgabe der Heterotopien besteht ganz wesentlich darin, eine utopisch erstrebte Idee als tatsächlich *realisiert* zu suggerieren. Insofern implizieren alle Heterotopien einen Zeitschnitt; nach Foucault haben sie einen „heterochronen Charakter“ (vgl. Foucault 2005, S. 16). Die Zeit innerhalb der Gefängnismauern folgt einem anderen Rhythmus als im „freien“ Teil der Gesellschaft. Auch die Zeit im Seemannsheim ist schon deshalb eine andere als die der ihr Leben selbst organisierenden Menschen, weil die alten Seeleute auf einer imaginierten sozialen Insel ihrer biographischen Geschichte in einer vergangenen Seefahrt leben, die es ebenso wenig noch gibt wie die alten Schiffe mit ihrer sozialen Gemeinschaft. Die Umfriedung „anderer Räume“ muss das heterotope und heterochrone Drinnen von einem anderen Draußen trennen. Sie „rahmt“ den Ort, damit innerhalb seiner Grenzen der Glaube an die tatsächlich erfolgte Realisierung der Utopien lebendig bleiben kann. Die Trennung der „anderen Räume“ vom gesellschaftlichen Raum des dystopischen Scheiterns der Utopien ist Resultat der komplexen Regulierung eines Grenzregimes zwischen Drinnen und Draußen, das sich lebensweltlich hinter Scheinevidenzen versteckt. Diese Regulierung beschreibt Foucault über sechs heterotopologische Merkmale, die auch auf die hier in Kapitel 4 skizzierten Beispiele zutreffen.<sup>11</sup>

---

11 Foucault formulierten sechs Merkmale heterotoper Räume. *Erstens* haben Heterotopien ubiquitären Charakter, kommen also in allen Kulturen vor. *Zweitens* machen sie im Laufe der Geschichte eine Transformation durch, weil sie in einer Gesellschaft ihre Aufgabe nachhaltig nur erfüllen können, wenn sie flexibel genug sind, um sich semiotisch gleichsam fließend an veränderte kulturelle Bedeutungsordnungen anzupassen. *Drittens* vermag eine Heterotopie „an einen einzigen Ort mehrerer Räume, mehrere

Nur wenn die heterotopologischen Architekturen mit den Mitteln der Realität gebaut sind, können sie die erzeugten Illusions- und Kompensationswelten<sup>12</sup> erträglich machen und die Differenz zwischen Drinnen und Draußen unbemerkt bestreiten. Die Bestreitung des Tatsächlichen vollzieht sich auf zwei Wegen; zum einen auf dem der Modellierung sozialer Räume und zum anderen auf dem der Imagination der Mythen. Deren Aufgabe besteht darin, das imaginäre Konstrukt einer illusorischen Welt der Kompensation zu errichten, in der die tatsächlichen Verhältnisse im Sinne von Barthes „verbogen“ und deformiert werden (Barthes 2010, S. 277). „In aller Regel bringen die Heterotopien an ein und demselben Ort mehrere Räume zusammen, die eigentlich unvereinbar sind“ (Foucault 2005, S. 14). Dabei kommt es allein auf die *Synthese* des Mythischen mit dem Tatsächlichen an und nicht auf die Herstellung einer *tatsächlich* anderen Welt. Die Heterotopien sind in jeder von Widersprüchen gezeichneten Gesellschaft unverzichtbare Ideologeme bzw. Phantasmagorien, die in Gestalt errichteter Architekturen im tatsächlichen Raum platziert sind.

In der „Welt“ der Menschen – als Perspektive, in der sich nach Schmitz „der Weltstoff zur Welt“ (Schmitz 1994, S. 115) aufspannt – steht das Unvereinbare schließlich in einem weitgehend kollisionsfreien Verhältnis nebeneinander. Dieses Nebeneinander begründet die Logik der Heterotopien. Das Faktische wird erträglich, indem es zu etwas idealisiert wird, das es nicht ist. Die folgenden beiden Beispiele werden das auf dem Horizont von Befunden der empirischen Wohnforschung illustrieren.

---

Platzierungen zusammenzulegen, die an sich unvereinbar sind“ (Foucault 1990, S. 42). *Viertens* sind Heterotopien an Zeitschnitte gebunden („Heterochronien“). *Fünftens* ist ein heterotoper Ort nicht ohne weiteres von jedermann betretbar; der Zugang unterliegt definierten Regeln. *Sechstens* unterscheidet Foucault in der mythischen Funktion der Heterotopien zwischen dem Typ einer Illusions- und einer Kompensations-Heterotopie.

- 12 Foucault schrieb in der ersten Fassung der „Heterotopien“ aus dem Jahre 1966, der Gegenstand der Heterotopologie seien „diese anderen Orte, diese mythischen oder realen Negationen des Raumes, in dem wir leben“ (Foucault 2005, S. 11). In der leicht überarbeiteten Version aus dem Jahre 1967 korrigiert er auf bemerkenswerte Weise. Danach ist nun nicht mehr von einer mythischen *oder* realen Negationen des Raumes die Rede, sondern von der „zugleich mythische(n) und reale(n) Bestreitung des Raumes, in dem wir leben“ (Foucault 1990, S. 40).

### 3 Bilder situierten Wohnens

Die Situiertheit des Wohnens, auf die Hermann Schmitz in seiner Philosophie aufmerksam gemacht hat, eröffnet einen differenzierten Zugang zur „Welt“ (i. S. des phänomenologischen Welt-Begriffs) der Wohnenden. Die Unterscheidung nach Sachverhalten (wo und wie ist ein Wohn-Milieu?), Programmen (wie wollen/sollen/müssen die Menschen – allzumal im heterotopen Raum – wohnen?) und Problemen des Wohnens (was erleben die Menschen in ihren aktuellen wie zutständlichen, persönlichen wie gemeinsamen Situation als unbefriedigend, aversiv, idiosynkratisch?) vermitteln dem Forschungsprozess eine Trennschärfe, die das Wohnen auf dem Hintergrund subjektiven Erlebens in eine Beziehung zur gesellschaftlich vermittelten Situation eines So-wohnens zu setzen vermag. In den Fokus phänomenologisch orientierter empirischer Forschung rückt die affektiv befindliche Situiertheit der Wohnenden und damit die Frage nach dem atmosphärischen Mit-sein in Wohnräumen und -milieus<sup>13</sup>, die als gemeinsame Situationen immer auch soziale Welten sind.

#### 3.1 Wohnen im Seemannsheim

In Seemannsheimen, die es in großen Hafenstädten gibt, wohnen Seeleute im Ruhestand. In der Gegenwart sind es zunehmend auch Seeleute von „Aufliegern“, die in der Wartezeit auf eine neue Ladung in den Heimen auf ihre Weise an Land gehen. Um diese soll es hier nicht gehen, denn deren *Aufenthalt* ist limitiert und stellt nur eine Unterbrechung des Lebens und Arbeitens auf einem Schiff dar.

Die heute in Seemannsheimen auf dem Altenteil „sitzenden“ Seeleute kommen mehrheitlich aus einer Seefahrt, in der die gemeinsame Situation einer Schiffs-Mannschaft lebensbestimmend war. Alle das Leben und Arbeiten auf einem Schiff tragenden Bedeutungen waren aufs engste verklammert und bestimmten die schiffsspezifische Einheit aus Leben und Arbeiten. Umso bemerkenswerter ist die Rolle, die die evangelische Seemannsmission in der Phase der Gründung der Seemannsheime im Hinblick auf die Produktion bitterster Vorurteile eines geradezu

---

13 Die Rede vom Wohnen kann nicht auf die Wohnräume in ihrem Verständnis des *common sense* begrenzte werden, das heißt nicht reduziert bleiben auf die Diskussion der Vermittlung von Formen des Wohnens in relationalen Räumen wie Wohnzimmer, Küche, Kinderzimmer, Wohnung, Haus und Zelt. Das Wohnen nimmt als verräumlichende Praxis der Führung des eigenen Lebens auch Orte und Räume außerhalb der eigenen Wohnung (i. e. S.) in Anspruch, so unter anderem die Stadt, den Stadtpark, den Friedhof und die bereisten Feriengebiete.

programmatischen Missverstehens der Seeleute im 19. Jahrhundert gespielt hat. Die in die Welt gesetzten Zerrbilder eines ruchhaften und a priori zum Scheitern verurteilten Seemannslebens waren dabei weder Produkt des Zufalls, noch durch fahrlässiges Agieren begründet. Vielmehr müssen sie als strategische Narrative gesehen werden, die die Notwendigkeit der Einrichtung und Finanzierung der Heime unterstreichen sollten. Adressaten der diskursiven Programme waren neben einer diffusen Öffentlichkeit vor allem die mächtigen Akteure in der Kirchenhierarchie, die davon überzeugt werden mussten, dass ein Engagement in der institutionellen Verstetigung der Missionsarbeit durch die Einrichtung beherbergender Häuser von politischem Nutzen für die Kirche sein konnte.<sup>14</sup> Dabei ging es nie um Einzelfälle von Seeleuten, die einem tragischen Schicksal zum Opfer gefallen waren, sondern um eine (vermeintliche) Schicksalsgemeinschaft. Wer nur *individuell* aus der Bahn geraten war, bot sich nicht für die Durchsetzung institutioneller Strukturen an.

So hat die Innere Mission in der Zeit der Gründung der evangelischen Seemannsmission wesentlich dazu beigetragen, das verzerrte Bild einer Seemanns-Mentalität in die Welt zu setzen. Die Rhetorik knüpfte dabei zunächst im Sinne einer scheinbar verstehenden Beschreibung an seemännischen Arbeits- und Lebensbedingungen an, mündete aber dann in die sozial-pathologisierende Konstruktion einer geradezu außerhalb jeder gesellschaftlichen Normalität stehenden Mentalität „des“ Seemanns. So sei das Leben des Seemanns geprägt durch „harte Arbeit, hartes Leben, kargen Lohn, viel Gefahr – und im Gegensatz dazu wildes Durchbrechen, stürmischen Genuß, taumelndes Abweichen vom Wege der Sitten: das ist Alles“. (Paul Gerhard Heims 1890, zit. bei Heimerdinger 2005, S. 84).

Der Kieler Marinepastor Gerhard Heims schrieb in einem Artikel über die sittlich-moralische Gefährdung der Seeleute im Jahre 1888:

„Branntwein und Dirnen, Spiel und Orgien, aus deren Bereich alle guten Geister fliehen, und aus denen her helles Kreischen und wüstes Brüllen, tobender Gesang und wildes Fluchen, wieherndes Lachen und stampfender Tanzschritt in die Nacht hinaus hallen – dort bleibt das Geld der Trunkenen, Verführten, bis zur Bewußtlosigkeit Betäubten, die am nächsten Tage in tiefem Ekel am Leben und an sich selbst verzagen – und im nächsten Hafen es wieder ebenso machen!“ (zit. bei Heimerdinger 2005, S. 120).

Das Zitat zeigt allzu offensichtlich, mit welchen diskursiv-ideologisierenden Mitteln die Semiotisierung des Seemanns betrieben wurde. Die moralische Aufladung eines ganzen Wahrnehmungs-Clusters griff direkt auf moralisierende Kategorien zurück und erzeugte auf diesem Wege wirkmächtige Stereotype, die bei seemännischen

---

14 Bis heute sind die Heime der Seemannsmission mit wenigen Ausnahmen konfessionell gebundene Einrichtungen der evangelischen Kirche.

Themen von selbst ansprangen und in die Abwertung eines ganzen Berufsstandes führten. Es versteht sich von selbst, dass es in dieser Rhetorik stets um den „einfachen“ Seemann ging und nie um den Offizier oder Kapitän.

Auf diesem historischen und politischen Hintergrund waren die Heime der Seemannsmissionen programmatische Orte der (Um-)Erziehung. Sie folgten einem Resozialisierungsprogramm. Die Seeleute, die im 19. Jahrhundert zwischen den großen transatlantischen Passagen die Heime aufsuchten, fanden nicht nur Unterkunft in einem *Wohn-Heim*; sie unterwarfen sich im engeren Sinne auch einer erziehenden Einrichtung, die „gestrauchelte“ Seeleute auf den Weg (klein-)bürgerlicher Moral zurückführen sollten.

Heute sind die Heime von ihrer zwanghaften und machtpolitisch kalkulierten Legitimation frei. Als soziale Einrichtungen der Altersvorsorge sind sie für den Berufsstand der Seeleute unverzichtbar. Indem es aber *Heime* sind, gelten Regeln des Aufenthalts und der Benutzung. Auch die Einrichtung der Zimmer folgt („einfachen“) Standards, so dass es nicht Räume für wohlhabende Kapitäne<sup>15</sup> und einfache Matrosen gibt. Wie wird dieses Wohnen von Bewohnern der Heime erlebt? Im Rahmen einer Studie zum Wohnen an gesellschaftlichen Rändern (vgl. Hasse 2009) habe ich Seeleute in Heimen der Seemannsmission in Hamburg und Emden besucht und qualitative Interviews geführt.

Der ehemalige Seemann F. lebt nach über 30 Jahre in Mannschaften auf Hochseeschiffen mit seinem ersten (und einzigen) Wohnsitz im Hamburger Seemannsheim neben der Kirche St. Michaelis (Am Krayenkamp). Sein Leben im Hause der Seemannsmission sieht er als Kompromiss: *„Ich betrachte die Seemannsheime nur als letzten Ort vor der Asozialität oder der Verwahrlosung sozusagen. Das ist nicht das Gelbe vom Ei.“* F. bekommt eine geringfügige Rente von 400 Euro. Für viele im Ruhestand lebende Seeleute ist das Seemannsheim die einzige Wohnstätte, die sie sich finanziell leisten können. Die Zimmer bieten keinen Luxus (sanitäre Einrichtungen gibt es meist nur für die gemeinschaftliche Nutzung). Nach vielen Jahren der Seefahrt gibt es oft keine sozialen Netze an Land, in denen sich ein ehemaliger Seefahrer beheimaten könnte, falls es solche Netze überhaupt je gegeben hat.<sup>16</sup> Die alten „Dauerbewohner“ der Seemannsheime leben dann (im Erzählen

---

15 Es kommt in der Tat – wenn auch heute eher selten – vor, dass ehemalige Kapitäne die Zeit ihres nachberuflichen Alters in einem Seemannsheim verbringen, obwohl sie über die finanziellen Mittel verfügen, um sich ein privilegiertes Wohnen „in der Mitte der Gesellschaft“ zu ermöglichen.

16 Für Hinweise zur Arbeit der deutschen Seemannsmission wie zur sozialen Situation aktiver wie im Ruhestand befindlicher Seeleute dankt der Vf. der Geschäftsführerin des Seemannsheims Hamburg Krayenkamp (Frau Gisela Weber) und dem Leiter des Seemannsheims Emden (Seemannspastor Mennke Sandersfeld).

ihrer Geschichten) mehr in der Vergangenheit ihrer Seefahrerei als in der Gegenwart ihres Lebens in der Mission. Sie wohnen im Heidegger'schen Sinne auf einer typisch heterotopologischen Schnittstelle: zwischen ihren Phantasmen und einem tatsächlichen Raum. In den Häusern der Mission geben die aktiven Seeleute, deren Schiffe auf der Reede liegen, den *Alten* durch ihre Anwesenheit wie das Gespräch Gelegenheit, sich auf ihre vergangene Seefahrer-Biographie zurückzubessern und sich immer wieder aufs Neue einer Seemannsidentität zu vergewissern, wenn diese auch schon längst zur Fiktion geworden ist. So wohnen sie an einem tatsächlichen Ort der Mission in einer mythischen Welt.

Deshalb sagt F. auch, dass ihm die soziale Einbindung das Wichtigste an seiner aktuellen Wohnsituation sei. Und so hofft er,

*„dass es so lange wie es geht, so bestehen bleibt. Dass man die Möglichkeit hat, hier anzuklopfen. [...] Gemeinschaft.“ Das Erleben der gemeinsamen Situation mit aktiven Seeleuten ist ihm „eine große Hilfe [...] psychologisch [...] wenn ich das so werten darf. Ich bin so ein Typ. Ich muss jeden Tag ein paar Minuten gesprochen haben [...]. Dann reicht das.“*

Die Möglichkeit der Kommunikation unter Seeleuten bietet ihm die Mission: *„Die Kommunikation ... die ist wichtig und ist hier vorhanden.“* Die Vorteile des Seemannsheims weiß er auch aus seiner Zeit als aktiver Seemann zu schätzen: *„Vor allen Dingen, wenn unterwegs sich was ereignet, dann bekommen die hier kurz Bescheid und die Sache ist erledigt. Du hast dann keine Wohnung, die monatelang leer steht und keinen hast, der sich darum kümmert.“* Verdeckt und versachlicht spricht F. die mit einer (alten) Seemannsbiographie verbundene Gefahr des schiffbruchbedingten nassen Todes auf See an. *„Die Sache“* sei dann eben durch einen kurzen Bescheid erledigt. Es gebe für einen solchen Fall keine Wohnung, die monatelang leer stehe.

*„Die Älteren, die ewig gefahren sind, die sind gezeichnet für das Leben. Die kommen alleine gar nicht gut zurecht.“* Die soziale Welt des Heims helfe, über diese persönlichen Probleme hinweg kommen zu können: *„Und das hier ist der Vorteil. Dass hier immer, wenn jemand mal moralisch einknickt oder was, dass man dann runtergehen kann. Dort hat man jemanden zum Unterhalten.“* Besonders diese biographischen Aussagen zeigen, dass F.'s Wohnen in der Mission weniger mit der Beheimatung an einer behaglichen Wohnung im engeren Sinne zu tun hat, als mit der Rücksicherung seines Lebens in einer sozialen Situation, die ihm hilft, sein Leben zu führen.

*„Man wohnt schon besser [auf einem Schiff, Vf.] wie hier. Besser ausgestattet [...]“.* Dabei spricht F. nicht von modernen Schiffen, in denen es für jeden Schiffsmechaniker (Matrosen im alten Sinne gibt es heute kaum noch) einen eigenen Wohn- und

Schlafrum mit separatem WC und Bad gibt, sondern von Schiffen aus einer Zeit, in der der persönliche Aufenthaltsraum an Bord sehr begrenzt war und meist mit mehreren Mitgliedern der Besatzung geteilt werden musste. Im Heim fühlt er sich „am letzten Ort angelangt [...] die normale Durchgangsbetreuung.“ Seine aktuelle Lebenssituation sieht er als Resultat einer „natürliche(n) Auslese. [...] Die einen haben es geschafft, die anderen nicht. [...] Das haben wir davon! Ich betrachte es als Strafe.“ Orientierung in seinem Leben sucht er so auch nicht in seiner persönlichen Situation, sondern an einer gemeinsamen seemannsspezifischen Identität.

Ein weiteres Gespräch offenbart nur sehr wenig aus der Welt des nicht mehr aktiven Seemanns S. Seit 22 Jahren lebt er im Emdener Seemannsheim; über viele Jahre war er auf großer Fahrt – „auch in der Karibik“. Nun wohnt er in einem etwa zwölf m<sup>2</sup> großen, einfach ausgestatteten Zimmer. Die sanitären Anlagen befinden sich auch hier für alle auf dem Flur. Das Zimmer ist spärlich möbliert: ein kleiner Tisch, ein einfacher Stuhl, ein schlichter Sessel, ein (aufgeschlagenes) Bett, ein kleines TV-Gerät (das zunächst während des Interviews weiterläuft), ein Waschbecken, ein Schrank, ein Spiegel an der Wand. Am Fenster hängt ein mehrfarbiger, halb durchscheinender Vorhang, der ein Stück zugezogen ist. Die lange nicht gestrichenen Wände sind mit Raufaser tapeziert. Die Sichtbetondecke ist beinahe weiß und der Fußboden mit Teppichboden ausgelegt. Über dem Kopfende des Bettes hängt der verblasste Druck einer Südseelandschaft in einem schlichten Rahmen. Die meiste Zeit des Tages verbringt E. allein auf seinem Zimmer.

Auf die Frage, wie er seine Wohnsituation beschreiben würde, antwortet er – vor seinem Schrank stehend – intuitiv mit einer Metapher: „Der Schrank ist wie das Haus.“ Wie der Schrank ist auch das Haus, in dem er lebt – nach innen bzw. außen wie ein Gehäuse abgeschlossen; die Fächer entsprechen den Räumen der Bewohner. Damit hat alles und jeder seinen Platz – es herrscht Ordnung. Für S. ist die Welt „draußen“ eine Wirklichkeit, die nicht nur außerhalb des Hauses, sondern auch außerhalb seines Lebens ist. Die Isolation seiner Lebenssituation in der Seemannsmission stellt sich als zugespitzt dar. Dennoch zeigt sich S. mit seiner Wohnsituation zufrieden. Er würde nicht anders wohnen wollen: „So ist es gut.“ Das Wichtigste ist für S. leicht benannt: „Die Möbel, das Bild – das ist genug.“ An den Möbeln haftet sein gegenwärtiges Leben, am Bild scheinen nicht nur die Erinnerungen an die Zeit als Matrose auf; seine Platzierung im Raum und die Art, in der er es erwähnt, lassen erkennen, dass es darüber hinaus für Vieles steht, das gleichwohl im Dunkeln bleibt.

Auf die Frage, was er von dem Wichtigsten seines Wohnens in einem Bild darstellen würde, zeigt er zunächst auf die Südsee-Szene über seinem Bett. Wo das sei, wisse er nicht. – Nach einem nachdenklichen Zögern gibt er zu verstehen, ich möge mit ihm in den Gemeinschaftsraum hinunter gehen, weil dort das ihm Wichtigste

sei. Dann führt er mich zu einer Vogelvoliere, in der ein Papagei auf der Stange sitzt: „Der Papagei ist mir am wichtigsten. Es ist mein Job, ihn zu füttern.“ Die Bindung an den Vogel ist für ihn angesichts der untätigen tagtäglichen Leere seines Lebens in der Einsamkeit der Mission von sinnstiftender Bedeutung.

Bei F. ist es die gemeinsame zuständige Situation, die ihn im gelebten Netz seiner Biographie festhält. Im Fall von S. ist es die zuständige persönliche Situation, die ihn an einen Vogel bindet und einen Kern dessen ausmacht, was sich mit dem Begriff des „Wohnens“ – jenseits des Heidegger’schen Verständnisses – nur bedingt beschreiben lässt. S. wohnt nur bedingt in seinem Zimmer. Viel eher wohnt er in einer residuellen sozialen Welt, in der die Verpflichtung gegenüber einem Vogel größere Macht über sein Befinden hat als die Gegenwart anderer Menschen. Auch die atmosphärische Bedeutung der Umfriedung wird hier im Sinne von Hermann Schmitz deutlich. Nur sind es keine Wände, die einen persönlichen Raum umfrieden, sondern ganz spezifische Bewegungspfade, die sein Wohnen im Heim abstecken, vor allem aber begrenzen. Für beide Seeleute sind unsichtbare aber gelebte Umfriedungen (durch das Treffen der aktiven Seeleute im Gemeinschaftsraum oder den Gang zur Fütterung des Papageien) als Spielräume der Bewegung geradezu lebenserhaltend.

Die wortkarge Rede von S. weist im Interview auf enge Grenzen des diskursiv Erschließbaren des Phänomens *Wohnen* hin. Das expressiv verbiß Explizierte eröffnet nur höchst schmale Pfade zum Ausdruck dessen, was im Leben affektiv von großer Bedeutung ist. In beiden Beispielen charakterisiert sich das Wohnen als „die Weise, wie die Sterblichen auf der Erde sind“ (Heidegger 2000, S. 35), über eine auf je eigene Weise geradezu sinnvergessene Seinsweise in einer zuständigen Situation, die mehr auf die Vergangenheit bezogen ist, als dass sie sich noch in eine Zukunft vorwagen würde.

### 3.2 Wohnen im Gefängnis

Aus Platzgründen muss ich hier auf eine kurze Charakterisierung der Geschichte des Strafvollzugs in Gestalt der Errichtung und Bewirtschaftung von Gefängnissen verzichten, wenngleich sie auch – wie am Beispiel der Seemannsheime – wichtige Einblicke in die historische und allgemeine Situiertheit des speziellen „anderen (Gefängnis-) Raumes“ als Milieu des Proto-Wohnens vermitteln würde (im Hinblick auf die spezifischen Sachverhalte, Programme und Probleme).

Ich konzentriere mich im Folgenden in komprimierter Form und in Ausschnitten auf ein in der Justizvollzugsanstalt (JVA) Frankfurt-Preungesheim geführtes Interview mit Frau I., die zum Zeitpunkt des Gespräches seit sieben Jahren eine lebenslängliche Haftstrafe verbüßte, von der ihr bei guter Führung noch weitere



acht Jahre bevorstanden. Frau I. befand sich in der „Abteilung der Lebenslänglichen“ in einem Neubau der JVA. Alle Einzelzellen der Station waren geöffnet, und die Frauen bewegten sich in einem relativ weitläufigen Flurbereich, in dessen Mitte es hinter einem Tresen eine Teeküche gab. Der halböffentliche Gemeinschaftsraum ist hell mit Tageslicht durchflutet. Die Wände sind (wie auch in den Zellen) weiß gestrichen. Dadurch entsteht ein monotoner Eindruck, den Frau I. immer wieder problematisierte. Die überall sichtbaren Gitterstäbe hinter den Fenstern bekräftigen, dass dieser Innenraum ein doppelter ist.

Frau I.'s Einzelzelle hat einen räumlich separaten Sanitärbereich (WC, Waschbecken und Dusche). I. ist ca. 30 Jahre alt, macht einen gepflegten Eindruck, ist sportlich, aufgeschlossen und wirkt sympathisch. Sie arbeitet täglich von 06:00 bis 11:30 Uhr. Die Zelle ist mit hellen Holzmöbeln eingerichtet und wirkt beinahe freundlich. Ein relativ großes (vergittertes) Fenster, das den Raum gut belichtet, geht zum Innenhof des Gefängnisses. Hinter der Gefängnismauer, seitlich vom Wachturm, ist in wenigen hundert Metern Entfernung die angrenzende Wohnbebauung (dreigeschossiger sozialer Wohnungsbau der 1950er/60er Jahre) zu sehen.

Frau I. antwortet auf die Frage nach dem Wohnen inhaltlich ablehnend<sup>17</sup>:

*„Ich wohne ja nicht hier, sondern ich muss hier leben. [...] Das hier ist ein Knast, das wird niemals mein Zuhause sein.“ Wohnen macht sie an einem Zuhause fest: „Viele sagen zum Beispiel: ‚Ich gehe jetzt nach Hause!‘ Aber was heißt denn ‚nach Hause‘. [...] Ich denke, Zuhause bedeutet, dass ich frei gestalten kann, was ich ja hier nicht kann ... und wo ich entscheiden kann, wann ich die Tür zu machen will – und ich bekomme sie nicht hinter mir zugeschlossen.“*

Die Einschränkungen der Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit machen ihr ein Gefühl des Heimischwerdens unmöglich:

*„Ich habe nicht die Entscheidung zu treffen, ob ich nun die Stunde rausgehe oder nicht. Oder ob ich die Stunde zum Sport gehe, weil, das fällt genau in die Stunde, wo ich in den Hof muss. Wenn ich zuhause bin, kann ich frei entscheiden. Da gehe ich erst in den Sport und dann raus.“*

Die Umgebung ihrer Zelle (wie des gesamten Gefängnisses) erlebt sie als

---

17 Aus Platzgründen muss ich mich hier auf die Wiedergabe weniger Facetten des Interviews beschränken (vgl. auch Hasse 2009).

*„beengend [...] karg – einfach gestrickt – das Nötigste vom Nötigsten [...] wohlfühlen würde ich jetzt nicht unbedingt sagen. Es ist schon eher Mittel zum Zweck. Man versucht zwar, es sich so gemütlich zu machen wie möglich, aber das Persönliche fehlt! Man kann es nicht so gestalten, wie man möchte [...] nichts was einem Ruhe und Wohlgefühl gibt [...] Es wäre anders, wenn man ein bisschen was Grünes hat.“*

Der Wunsch nach Farben ist stark und steht in einem krassen Kontrast zum Erleben ihrer Gefangenen-Situation. Um der Farbmonotonie im Rahmen der geringen Gestaltungsspielräume, die ihr zur Verfügung stehen, etwas entgegenzusetzen, hat sie eine farbige Decke gehäkelt, die auf ihrem Bett liegt – ein runder Häkelteppich liegt davor auf dem Boden: *„Ansonsten habe ich hier eine Flickendecke – es muss ja Farbe reinkommen. Es sind zwar nicht m e i n e Farben, aber es ist farbiger! Ja, das macht man hier, weil man Beschäftigung braucht!“*

Bestimmend für die Zeit des Aufenthalts in der JVA ist zunächst die zuständige Situation der Haft. Innerhalb der Anstalt wird der Rhythmus des Tages durch einen Wechsel aus persönlichen und gemeinsamen Situationen bestimmt (geschlossene Zeit in der Zelle und gemeinschaftliche Zeit auf der Station und im Hof). Der programmatische Charakter der Situation ist durch den Vollzug der Strafe bestimmt. Dem Programm folgen auch die sachverhaltlichen Merkmale des sozialen wie dinglich-räumlichen Milieus (Zeitrhythmen, alle panoptischen Infrastrukturen sowie die Einschließungstechniken) und schließlich die damit verbundenen Probleme des Aufenthalts (wie sie Frau I. zu einem kleinen Teil angesprochen hat).

Methodisch gibt auch dieses Gespräch zu denken. Und erneut ist es die Methode qualitativen Sozialforschung, die in ihrer diskursiven Fundierung Skepsis verdient. Die so plausibel erscheinende Feststellung, *„Ich wohne ja nicht hier, sondern ich muss hier leben.“*, geht auf eine JVA-intern kursierende Parole zurück, mit deren Entstehung ich auf dem Weg in zur LL-Station zufällig konfrontiert wurde. Auf dem langen Weg zwischen endlos erscheinenden Schlössern spricht mich eine ebenfalls auf der LL-Station inhaftierte Frau (im Wissen um das geplante Interview) an und erklärt mir, dass man in einem Gefängnis nicht wohnen könne. Es war Ausdruck der Situation, dass sie sich nur sehr knapp, schnell und dicht äußern konnte. Es mag dem heterotopologischen Charakter eines Gefängnisses geschuldet sein, dass es innerhalb seiner Mauern nur begrenzte Möglichkeiten eines freien Gesprächs für die Erfassung des Rohmaterials qualitativer Sozialforschung gibt. Dabei ist viel weniger die Aufsicht durch das JVA-Personal bedenklich im Heidegger'schen Sinne, als die soziale Kontrolle innerhalb der Proto-Gemeinschaft der Häftlinge.

## 4 Methodologisches Fazit

Wohnen ist – ähnlich wie Heimat – der diskursiven Explikation nur bedingt zugänglich. Es geht viel eher im stimmungsmäßigen Sein in Situationen auf als in der dinglich-materiellen Erfülltheit von Räumen. Das expressis-verbis Explizierte ist deshalb nur bedingt der hermeneutischen Auslegung zugänglich (die Beispiele haben das unterstrichen). Es mag die zuständige Situation des Lebens in einer heterotopen Einrichtung institutionalisierten Wohnens charakterisieren, dass die Insassen zur verbalen Explikation ihres Erlebens in einem schwierigen und spannungsreichen Verhältnis stehen, *erzieht* der Aufenthalt im „*anderen Raum*“ doch zur stummen Einverleibung von Bedeutungen, deren sprachliche Explikation und Reflexion dem Programm heterotoper Räume strukturell entgegensteht.

Was Heidegger im „Feldweg“ noch im Allgemeinen sagte, verschärft sich nun mit Nachdruck. Das Erleben des *Einfachen* ist der Gefahr ausgesetzt, „daß die Heutigen schwerhörig für seine Sprache bleiben“ (Heidegger 1956, S. 4). Nicht zuletzt die szientistischen Fachsprachen haben diese „Schwerhörigkeit“ verschärft. Auch das Paradigma der qualitativen Sozialforschung hat in der Folge methodologischer „Bildung“ der Forschenden eine spezifische Schwerhörigkeit forciert. Dies auch deshalb, weil das spätmoderne Paradigma des Verstehens die Distanz des Forschenden gegenüber seiner eigenen Subjektivität kultiviert, diese als Gegenstand möglicher (Selbst-) Distanzierung und methodisch regulierten Interpretation aber tabuisiert hat. Was in Gestalt von Wohn- und Lebensmilieus zum Gegenstand forschungsmethodischer Introspektion gemacht wird, zeigt sich in einer Mannigfaltigkeit, die mit kognitivistischen (d. h. charakteristisch szientistischen) Instrumentarien der Erkenntnis nicht angemessen erfasst werden kann und deshalb dem produktiven Forschungsprozess entzogen bleibt. Im methodologischen Sinne ist daher eine strukturelle Schärfung der Aufmerksamkeit der Forschenden gegenüber der Dynamik sozialer Milieus kultivierungsbedürftig. Die Forschenden stehen daher im Bereich der qualitativen Methodik vor der Aufgabe der Differenzierung von Selbst-Techniken systematischen Bemerkens. Die Aufmerksamkeit hätte sich vor allem auf die Erfassung dessen zu konzentrieren, was der verbalen Explikation durch Probanden nur schwer zugänglich ist – wie zum Beispiel die von Dingen, Orten wie Räumen ausgehenden Atmosphären. Diese sind fundamentale Wirkgrößen im gelebten Raum und konkretisieren die situativen Umstände des „Wohnens“. Insbesondere in der Wohnforschung stellt sich in diesem Kontext die Erfassung von Atmosphären im Sinne von Situations-Elementen auf der Objektseite als zentrale Herausforderung. Keine noch so genauen Beschreibungen Wohnender können sie ersetzen, weil sich diese in aller Regel nicht auf Atmosphären beziehen, sondern auf (persönliche bzw. gemeinsame) Stimmungen. Es stellt sich damit als Aufgabe

der Forschung, mit den Mitteln einer situations-sensiblen Sprache die ästhetischen Konturen dessen zu präzisieren, was im herumwirklichen Milieu des Wohnens weniger sichtbar als spürbar ist. Die Sprache sozialwissenschaftlicher Sachlichkeit und terminologischer Codes vermag dies kaum zu leisten. Die Phänomenologie bietet hier in einem ergänzenden und erweiternden Sinne situations-adäquate Instrumentarien an. Die durch solche Beobachtung hinzugewonnene Erkenntnis erweitert das auf einen Fall bezogen Denkbare und vertieft damit die Abstraktionsbasis zur Formulierung theoretischer Annahmen.

Diese Erweiterung der Kompetenz im Umgang mit der eigenen Wahrnehmung verlangt eine Übung, die zu beträchtlichen Teilen weniger methoden-technische als habituelle Herausforderungen stellt. Pathische Sensibilität der Wahrnehmung steht dem einverlebten Wissenschafts-Habitus *im Prinzip* entgegenstehen. Die von einer „scientific community“ anerkannten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen haben gelernt, mithilfe *abstrakter* Kategorien zu analysieren. Der erkennende Zugriff ist schon aufgrund seiner Abstraktionsbasis für mögliche Annahmen mehr theoretisch vermittelt als durch den Eindruck des Wahrgenommenen. Gleichsam vom anderen Ufer dieser Forschungsrationalität strebt die (phänomenologische) Übung, „genau zu merken, was merklich ist“ (Schmitz, s. o.), danach, das subjektive Erleben Forschender als Resonanzfeld zum Gegenstand der Deutung zu machen und so die Basis des Deutbaren auf der Grundlage differenzierten analytischen Denkens zu vergrößern. Subjektives Erleben ist hier nicht misszuverstehen als Ressource subjektivistisch-solipsistischer Redseligkeit, sondern als Basis der Explikation dessen, was sich im Typ seines Erscheinens wie Wahrnehmens objektivistischer Kategorien entzieht.

Intelligentes Denken ist in den Wissenschaften aber nicht gleichbedeutend mit dem routinierten Gebrauch wissenschaftlicher Terminologien und Abstraktionen. Intelligentes Denken steht auf *drei* Säulen. Es bedarf *erstens* analytischer Intelligenz, wie wir sie als Kernkompetenz wissenschaftlicher Forschung kennen; sie bedarf *zweitens* hermeneutischer Intelligenz, wie wir sie versuchen für den Prozess des Verstehens in der Erforschung von Situationen des Wohnens nutzbar zu machen. Sie bedarf aber *drittens* auch leiblicher Intelligenz, in der es auf die Einfühlung in ganzheitliche Situationen ankommt (vgl. Schmitz 2010, S. 86f.). Der Gebrauch leiblicher Intelligenz steht nur scheinbar den Standards guten wissenschaftlichen Arbeitens entgegen. Vom lebensweltlichen Denken unterscheidet es sich im Geltungsraum der Wissenschaften dadurch, dass es Regeln folgt und von aktuellen Nützlichkeitsabwägungen absieht. So formuliert auch Alfred Schütz in der Beschreibung dessen, was den Kern wissenschaftlichen Denkens ausmache, offen im Hinblick auf die Ressourcen des Denkbaren. Die Minimalforderung an wissenschaftliches Denken liegen daher „nur“ in einem „notwendig klaren

und deutlichen Denken“ (Schütz 2010, S. 72). Die Nutzbarmachung „pathischer Urteilskraft“ (vgl. Wiedebach 2014) ist damit keineswegs ausgeschlossen, soweit diese einem erkenntnistheoretischen – eben wissenschaftlichen – Plan folgt und nicht der Logik momentaner Befindlichkeiten.

Auf dem Wege der subjektiven Annäherung an Milieus des Wohnens kann jene fotografische Methode helfen, die der schottischer Fotograf John Thomson mit seinem Kollegen, dem Journalisten Adolph Smith, in dem bekannten Projekt „Street-Life in London“ (Thomson 1981) schon in den 1860er Jahren angewandt hatte. Mit Fotografien, die mit langen Erläuterungen zur sozialen Situation der Abgelichteten versehen waren<sup>18</sup>, widmete sich die Dokumentation dem Elend der Armen in den Straßen von London. Gelingende Wohnforschung lässt sich nie allein aus der „gesicherten“ Distanz der Forscherposition und -situation betreiben, sie verlangt darüber hinaus eine (em-)pathische Einlassung in ihr Feld.

## Literatur

- Barthes, R. (2010). *Mythen des Alltags* (zuerst 1957). Aus dem Französischen von H. Brühmann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Biella, B. (2000). Ein Denkweg an den anderen Anfang des Wohnens. Eine Interpretation von Heideggers Vortrag ‚Bauen Wohnen Denken. In E. Führ (Hrsg.), *Bauen und Wohnen. Martin Heideggers Grundlegung einer Phänomenologie der Architektur* (S. 53–77). Münster u. a.: Waxmann.
- Bollnow, O. F. (1963). *Mensch und Raum*. Stuttgart u. a.: Kohlhammer.
- Bollnow, O. F. (1995). *Das Wesen der Stimmungen* (zuerst 1956). Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.
- Dürckheim, K. Graf von (1924). Erlebensformen. Ansatz zu einer analytischen Situationspsychologie. Ein Beitrag zur Psychologie des Erlebens. *Archiv für die gesamte Psychologie*, Bd XLVI, S. 262–350.
- Dürckheim, K. Graf von (2005). *Untersuchungen zum gelebten Raum* (zuerst 1932). Neu herausgegeben von Jürgen Hasse; mit Einführungen von Jürgen Hasse, Alban Janson, Hermann Schmitz und Klaudia Schultheis (Natur – Raum – Gesellschaft, Bd 4) Frankfurt a. M.: Selbstverlag Institut für Didaktik der Geographie.
- Foucault, M. (1990). Andere Räume (zuerst 1967). In K. Barck & P. Gente (Hrsg.), *Aisthesis* (S. 34–46). Leipzig: Reclam.

---

18 Diese zum Teil ausführlichen Texte gingen wiederum auf lange Interviews zurück, die Adolph Smith mit den dargestellten Menschen (über ihr wohnen in der Stadt) geführt hatte (vgl. Thomson 1981 sowie Ovenden 1997).

- Foucault, M. (2005). Die Heterotopien (zuerst 1966). In Ders.: *Die Heterotopien – Der utopische Körper*. Frankfurt a. M., S. 7–22.
- Grimm, J., & Grimm, W. (1991). *Deutsches Wörterbuch*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Guzzoni, U. (1999). *Wohnen und Wandern*. Düsseldorf: Parerga.
- Hasse, J. (2009). *Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft*. Bielefeld: Transcript.
- Heidegger, M. (1956). *Der Feldweg* (zuerst). Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.
- Heidegger, M. (2000). Bauen Wohnen Denken (zuerst 1951). In E. Führ (Hrsg.), *Bauen und Wohnen. Martin Heideggers Grundlegung einer Phänomenologie der Architektur* (S. 31–49). Münster u. a.: Waxmann.
- Heimerdinger, T. (2005). *Der Seemann – ein Berufsstand und seine kulturelle Inszenierung*. Köln u. a.: Böhlau.
- Minkowski, E. (1971). *Die gelebte Zeit 1. Über den zeitlichen Aspekt des Lebens* (zuerst 1933). Ins Deutsche übersetzt von M. Perrez und L. Kayser. Salzburg: Otto Müller.
- Minkowski, E. (1972). *Die gelebte Zeit 2. Über den zeitlichen Aspekt psychopathologischer Phänomene* (zuerst 1933). Ins Deutsche übersetzt von M. Perrez und L. Kayser. Salzburg: Otto Müller.
- Ovenden, R. (1997). *John Thomson (1837-1921). Photographer*, foreword by Sir David Puttnam. Edinburgh: National Library of Scotland.
- Schmitz, H. (1994). *Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, H. (1995). System der Philosophie. Bd III: *Der Raum*. Teil 4: *Das Göttliche und der Raum* (zuerst 1977). Bonn: Bouvier.
- Schmitz, H. (2003). *Was ist Neue Phänomenologie?* (= LYNKEUS. Studien zur Neuen Phänomenologie, Bd. 8). Rostock: Ingo Koch.
- Schmitz, H. (2007). Gefühle als Atmosphären. In St. Debus & R. Posner (Hrsg.), *Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung* (S. 260–280). Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Schmitz, H. (2008). Heimisch sein. In J. Hasse (Hrsg.), *Die Stadt als Wohnraum* (= Neue Phänomenologie Bd. 12) (S. 25-39). Freiburg und München: Alber.
- Schmitz, H. (2010). *Bewusstsein*. Freiburg und München: Alber.
- Schmitz, H. (2011). *Der Leib*. Berlin und Boston: De Gruyter.
- Schmitz, H. (2014). *Phänomenologie der Zeit*. Freiburg und München: Alber.
- Schütz, A. (2010). *Zur Methodologie der Sozialwissenschaften*. Hrsg. von Th. S. Eberle et. al. (= Alfred Schütz Werkausgabe, Bd. IV). Konstanz: UVK.
- Thomson, J. (1981). *Street-Life in London* (zuerst 1876). Reprint mit einem Nachdruck der englischen Kommentare von John Thomson und Adolphe Smith. Dortmund: Harenberg.
- Wiedebach, H. (2014). *Pathische Urteilskraft*. Freiburg und München: Alber.

Wohn-Räume und pädagogische Orte

Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen

Meuth, M. (Hrsg.)

2017, X, 311 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-15804-0